

nicht gar von einem Haus. Eine Figur setzt sich ihm gegenüber und gibt sich als Pavel aus. Es kann aber alles eine Sinnestäuschung sein, denn das Wesentliche sind die Zwischenbereiche. Valentin schreibt jedenfalls einen sinnlichen Brief, worin er unbedingt ein Kind will, sollte sich je die Lage aufklären.

Im Raum vier ist dann Marion da und bringt Kaffee. »Ich sitze an meinem Fenster zur Welt. Es erzählt mir und bildet das Erzählte.« (136)

Im letzten Raum ist Marion weg, und auch der Held ist schon verschwunden oder hat die Rolle gewechselt. Alles deutet darauf hin, dass demnächst eine Geisel kommen wird, die sich ähnlich benehmen wird wie er selbst oder die vielleicht wieder er selbst ist.

Lukas Meschik erzählt von diesen magischen Räumen, in welche die Schriftsteller alle eingesperrt sind, wenn sie schreiben. Das Erzählte kann erfunden sein, das Aufgeschriebene eine Meditation, die Gedanken eine Liebeserklärung. Wahrscheinlich muss sich auch der Leser einsperren, um das alles zu verstehen. Oder noch besser, vielleicht wird der Leser entführt und in Geiselhaft genommen vom Autor.

Tito, die Piaffe und das Einhorn

Die größte Integrationskunst ist dann gefragt, wenn es ein Mensch aus den Bundesländern in der Wiener Bobo-Szene mit anderen Bundesländer-Menschen zu tun kriegt.

Christian Moser-Sollmann weiß als gebürtiger Osttiroler in Wien, wovon er spricht. Sein Roman vom tragisch-jammernden Ich-Erzähler Tito, der tröstlichen Bar Einhorn und der Piaffe, einer ungezähmten Gangart des Pferdes, ist eine angespannte Liebesgeschichte, welche die herumlavierenden Protagonisten ordentlich fordert.

Tito hängt afterworkig im Einhorn herum und ist letztlich nur froh, »dass wenigstens die dummen Nullerjahre vorbei sind«. (12) Er arbeitet in der Medienbranche und muss vor allem für dumme Politiker mit der Hirngröße einer Nuss diverse Studien und Gutachten umschreiben. Vereinfachung und Beschönigung sind die zwei Grundpfeiler des öffentlichen Talks, und dieses Muster zieht sich auch durch das Privatleben.

Privatleben heißt für einen Aufsteiger aus der Provinz, dass er sich durch alles durchschläft, was zumindest Beine hat. Die abgearbeiteten Abende werden dann an der Bar besprochen. Momentan aber muss sich Tito mit

Christian Moser-Sollmann: Tito, die Piaffe und das Einhorn. Roman.

Wien: Dachbuch Verlag
2017. 284 Seiten. EUR
19,99. ISBN 978-
3-9504426-2-5.

*Christian Moser-Sollmann,
geb. 1972 in Thurn, lebt
in Wien-Meidling.*

04/05/18

einer Standardstudentin begnügen, die Sex als Arbeit empfindet. Dementsprechend isoliert sitzt der Held meist auf einem ungepolsterten Barhocker und spielt Einsamkeit mit Meditation.

Dann kommt es endlich zur lebens-tollen Begegnung mit der Tirolerin, die an der Uni eine Arbeit über Kampfmaßnahmen laufen hat. Unsterbliche Beziehung, hin- und herziehen, Wohnung suchen, ständig im Netz teilen, dass man glücklich ist, so eine Liebe ist schon im Umfeld hektisch, da sind sich die Körper noch nicht einmal nahegekommen.

Und noch während der Einkaufstouren für das Mobiliar der Zukunft zerbricht diese Liebe an der Realität. Das Vorleben der Tirolerin ist krass, denn sie hat mit fast allen geschlafen, die auch Tito kennt. Das Ganze erweist sich als Affäre in einer speziellen Blase für Provinzler. Schließlich stellt sich heraus, dass sich sogar die Eltern in Tirol schon bestens kennen. Tito ist also in die Hauptstadt geflüchtet, um eine Sandkisten-Beziehung ums Eck einzugehen.

Wie kommt man in Zeiten von Smalltalk und Facebook-Teilen aus dem Schlamassel heraus? Durch Therapie! – Das Problem ist freilich, dass der Held keine vernünftige Sitzung zusammenbringt, weil er die Therapeutinnen sofort mit Sex bestürmt.

Der Tito-Roman erzählt heldenhaft von einem Provinzler, der in einer flachen Aufsteigerwelt außer Atem gerät. Im Wiener Bobo-Kosmos die vier Himmelsrichtungen zu finden ist eben etwas anderes, als zu Hause vier Berge zu besteigen. – Wunderschöne Satire, gewälzt in einer Marinade aus Selbstmitleid.

Good luck – good bye

An der burgenländisch-österreichischen Grenze heiratet der Bruder, auf der Heimfahrt nach Wien steht ein verlassener Hendl-Transporter am Pannestreifen, und am Abend hat sich der ganze Kontinent verändert. El Awadalla berichtet in ihrem »Tagebuch aus der Willkommenskultur« vom Herbst 2015, als plötzlich ungebremste Migrationsströme loslegen. Menschen, Staat und Sprache sind von diesem Ereignis überrascht, vor allem die Sprache kommt nicht mit, denn die halben Wörter darf man aus Political-Correctness-Gründen nicht verwenden, und die andere Hälfte ist falsch.

Das Tagebuch gibt einen Einblick in die amorphen, chaotischen Abläufe, die sich mit der skurrilen Grußformel »good luck – good bye« beschreiben lassen. Mit dieser hilflosen Formulierung werden die Mig-

ranten in einen Zug gesetzt, einer Behörde vorgestellt oder gleich über die nächstbeste Grenze geschoben.

Die Ich-Erzählerin ist gut ein Jahr lang auf den Beinen, um wenigstens das Nötigste für jene zu organisieren, die von den Behörden nicht »bewältigt« werden können. Von Decken, Medikamenten und Hygienematerial angefangen bis hin zur Vermittlung von Dolmetschern brennt es an allen Ecken und Enden. Eine Woche lang werden Auto-Konvois organisiert, womit man Flüchtlinge aus Ungarn holt und am Westbahnhof abliefern, eine Zeitlang soll ein Schiff organisiert werden, eine Art Arche Noah, womit die Refugees donauaufwärts transportiert werden sollen.

Täglich ändert sich die Lage an den Grenzen, vom Burgenland verlagern sich die Hotspots in die Steiermark, im Tagebuch werden am Ende jedes Tages beispielsweise die anstehenden Flüchtlinge in Radkersburg angeführt. Die persönlichen Erfahrungen der Autorin sind mit Erlebnissen von Dhia Ali unterlegt, der als Übersetzer vor allem aus der Sicht der Migrant*innen erzählt. Oft sind es berührende Kleinigkeiten, die alles offenlegen. So verliert jemand einen Zahn und man legt ihn in eine Kochsalzlösung, weil man ihn vielleicht später einmal wieder einsetzen kann, wenn sich der Kontinent beruhigt hat.

Die politischen Statements verändern sich stündlich, aus der Hilflosigkeit wird Hass, der ungebremst in die Menschenrechte einschlägt. Auch die Sprache verändert sich, plötzlich sind Begriffe und Statements da, die man schon längst als obsolet eingeschätzt hat.

Jetzt, drei Jahre nach dem Migrationsherbst 2015, hat sich fast alles verändert. Die persönlichen Formulierungen und Einschätzungen der Autorin zeigen, wie es einmal auch war, als der Kontinent noch nicht nach rechts gerutscht ist. Die Dokumente der Willkommensliteratur helfen beide Seiten zu begreifen, jene mit den weiten Armen und jene mit den Abwehrgittern in den Händen. Die Geschichte ist noch nicht abgeschlossen. Aber diese Notizen verdeutlichen, wie heftig sich eine Gesellschaft innerhalb kürzester Zeit verändern kann.

El Awadalla / Dhia Ali:
good luck – good bye. Vom
Kommen und Überleben.
Ein Tagebuch aus der
Willkommenskultur.

Klagenfurt: Sisyphus 2018.
187 Seiten. EUR 14,80.
ISBN 978-3-903125-24-7.

*El Awadalla, geb. 1956 in
Nickelsdorf, lebt in Wien.*

*Dhia Ali, geb. 1985 in Basrah
/ Irak, seit 2015 in Wien.
Spricht und schreibt vier
Sprachen, darf nicht arbeiten,
übersetzt ehrenamtlich.*

05/05/18

Überqualifiziert

Überqualifiziert ist in der Arbeitswelt eine elegante Umschreibung fürs Kotzen. Wenn jemand keinen Zugang zur Arbeit findet, beschreibt man ihn beschönigend als überqualifiziert, damit er nicht gleich alles hin-

schmeißt, sondern sinnlos weitersucht.

Joey Comeau beschreibt diesen quälenden Zustand »überqualifiziert« mit einem Briefroman. Jemand mit der Unterschriftskraft des Autors verfasst ununterbrochen Bewerbungsschreiben und entdeckt dabei, dass sich so der Sinn des Lebens und der Unsinn der Arbeit brauchbar darstellen lassen.

Joey Comeau: Überqualifiziert. Roman.

A. d. Engl. von Tobias Reußwig. [Orig.: Overqualified, Toronto 2009].

Wien: "Luftschaft 2018. 97 Seiten. EUR 16,50. ISBN 978-3-903081-20-8.

Joey Comeau, geb. 1980, ist ein kanadischer Schriftsteller.

Tobias Reußwig, geb. 1989 in Hagen, lebt in Greifswald.

07/05/18

Der Arbeitssuchende hat keine Hemmungen, die größten Wirtschaftsgiganten anzuschreiben, zumal man es ja nur mit anonymen Personalbüros zu tun hat und jede Firma letztlich ein Phantom ist, das sich als Label verkleidet. So stehen IBM und Levi Strauss genauso auf der Anschreibliste wie Absolut Vodka und die New York Times.

Das Anpirschverfahren an diese Giganten ist immer ähnlich. Zuerst wird eine miese Qualifikationseigenschaft herausgehoben wie etwa Steuerhinterziehung, Mobbing oder Aggressivität, welche dann in den Vordergrund der Firmen-

philosophie gestellt wird. Alsdann gibt der Bewerber zu bedenken, dass er sich diesen Scheiß nicht antun wird, weil er ohnehin überqualifiziert ist. Als eigentliche Botschaft wird eine Episode aus dem bisherigen Lebenslauf geschildert, die zeigen soll, wie das wirkliche Leben abläuft, wenn es nicht von den Phantomschmerzen der Arbeit lahmgelegt wird. Den Firmen wird ein Spiegel vorgehalten, worin sie als hässliche, verlogene Börsenfratzen erscheinen. Eine Bewerbung für Apple für ein Programm zur Sprachverarbeitung mündet in der schönen Analyse: »Spät nachts, betrunken, verändert sich unsere Sprache. Am Tag esse ich einfach ein Stück Obst, aber nachts, wenn meine Freundin Susan schläft, erzähle ich einer anderen Frau, wie meine Zähne die Schale durchbohren.« (47) Was hier als Stück sinnloses Unterbewusstsein in die Arbeitswelt drängt, zeigt das Dilemma der Gesellschaft. Mit allerhand Lügen und Scheinvorgaben wird ein Lebenssinn suggeriert, der eigentlich ganz anders lauten müsste: »Wir können die Welt zu einem besseren Ort für die Gebrochenen machen.« (48)

Scurril wird dieses Programm, wenn man sich an emotionale Labels wendet wie Santa Claus oder die New Yorker Polizei. Offiziell dem Guten verpflichtet, bauen diese Einrichtungen den gleichen Scheiß wie sonstige Firmen. Wenn alle auf der Welt überqualifiziert sind, dann rutscht die Arbeit quasi unter den Sinnesorganen für die Aufmerksamkeit durch.

Jede einzelne Bewerbung erzählt ein Stück Lebensmöglichkeit, die aber von den diversen Leitbildern der Firmen schon während der Bewerbung

eingedämmt oder ausgeschaltet wird. Der Ich-Erzähler zieht alle Register der Motivation, er öffnet alles nach, was man ihm in psychologischen Schulungen und an Bewerbungsinstituten beigebracht hat. Letztlich bleibt nur eine Konsequenz, dass nämlich nach drei Kapiteln dramaturgisch sauber geordneten Bewerbungsablaufs das letzte Kapitel eine eigene Überschrift kriegt: Ende. Und einen Punkt danach, sonst nichts. »Überqualifiziert« ist ein dystopischer Roman, worin sich die Arbeitswelt sarkastisch vom Individuum verabschiedet hat.

Die Bücherschmuggler von Timbuktu

Lesenden Patrioten drückt es heute noch das Wasser in die Augen, wenn sie sich daran erinnern, wie beim Brand der Wiener Hofburg 1992 die Feuerwehr im einen Abschnitt gelöscht und die Polizei im anderen Sektor wertvolle Bücher gerettet hat. In einer Bücherkette des Volkes werden die nationalen Schätze gerettet, obwohl niemand vor und nach dem Brand in diesen Büchern gelesen hat.

Bücher können die Seele und das Geheimnis einer Stadt sein, wie es das sagenumwobene Timbuktu beweist. Über diese Stadt in Mali steht in jedem Reiseführer, dass es sie zweimal gibt, einmal als realen Ort und einmal als Mythos von Schriften.

Der Journalist Charlie English nimmt den Putsch in Mali 2012 zum Anlass, um die Geschichte Timbuktus auf ungewöhnliche Weise aufzuarbeiten. Einmal fädelt er die Entdecker und Kolonialherren auf, die auf dem Weg nach Timbuktu verschollen gegangen sind oder auf dem Weg dorthin alles vernichtet haben, wie etwa die Belgier unter ihrem König Leopold. Zum anderen ist die jüngste Geschichte um die Al-Kaida in den Fokus der Berichterstattung geraten, als während der Despotie wertvolle Schriften angeblich vernichtet wurden. Der Autor stellt zwei Thesen über die Geschichte der sagenhaften Timbuktu-Bibliothek auf. Gemessen am Wüten der Europäer sind die Kämpfer der Al-Kaida ein Lercherlschas. Und wäre die Bibliothek nicht UNESCO-Weltkulturerbe gewesen, wäre ihr von vorneherein nichts passiert, da es sich ja in der Hauptsache um islamische Schriften handelt.

Unter den Schlagwörtern Besatzung, Zerstörung und Befreiung werden die Monate rund um die Revolte aus der Sicht eines Bibliothekars be-

Charlie English: Die Bücherschmuggler von Timbuktu. Von der Suche nach der sagenumwobenen Stadt und der Rettung ihres Schatzes.

A. d. Engl. von Henning Dedekind und Heike Schlatterer. [Orig.: The Book Smugglers of Timbuktu, London 2015].

Hamburg: Hoffmann & Campe 2018. 432 Seiten. EUR 24,70. ISBN 978-3-455-50372-2.

Charlie English, Redakteur beim »Guardian«, lebt in London.

09/05/18